

## **Ethik als Machtinstrument**

### *Weltstadt Gullen*

Die Bürger der Stadt Gullen erwarten den Besuch der alten Dame. Friedrich Dürrenmatt hat die Stadt mit ihrer reich und berühmt gewordenen Bürgerin Claire Zachanassian erschaffen und in die Schweiz verlegt. Doch was sich dort abspielt, spiegelt nicht die Eigenheiten einer Nation, sondern die des Menschen wider. Dürrenmatts Drama legt nämlich einen eigentümlichen Doppelcharakter des Moralischen offen, in dem eine subtile Angst die Hauptrolle spielt. In ihrem Doppelcharakter offenbaren sich die üblen Seiten des Moralischen. Sie erzeugen nicht nur das Klima der Angst, das seinerseits Misstrauen und Egoismus hervorbringt, sondern sie erziehen den Menschen auch zu einer spezifischen moralischen Falschheit.

Claire Zachanassian, die alte Dame und frühere Bürgerin der Stadt ist vor Jahrzehnten von Alfred III verführt, geschwängert, anschließend mit moralischer Schuld belastet und aus der Stadt vertrieben worden. Inzwischen ist sie durch Ausnutzung der Schwächen der Männer zur Milliardärin geworden und hat der insolventen Stadt ihren Besuch angekündigt. Bürger und Bürgermeister setzen auf Ills Charme, der sich bei ihr einschmeicheln und sie zu einem großzügigen Rettungspaket überreden soll.

Zunächst sieht alles gut aus, und Claire Zachanassian verspricht, der Stadt mit einem beispiellosen Geldgeschenk aus der Finanzkrise zu helfen: eine Milliarde sollen Bürger und die Stadt erhalten. Aber Claire stellt eine Bedingung: Sie will, dass Ill getötet wird. Den leeren Sarg hat sie gleich mitgebracht, denn sie zweifelt nicht daran, dass sie das Handeln der Gullener exakt vorausberechnet hat. Kaltblütig stellt sie ihre Forderung, und unverkennbar ist es, dass Claire Rache will.

Aber in ihrer Rede taucht das Wort „Rache“ nicht auf. Im hellen Licht des Bewusstseins gibt sie vor, etwas anderes zu wollen: „Gerechtigkeit“. Doch jeder weiß es, die Zuschauer im Drama und die Leser des Buches, aber auch die Bürger der Stadt Gullen: Claire will Rache.

Die Bürger Gullens geben sich schockiert, aber der Zuschauer im Theater und der Leser des Dramas fühlt mit der Betrogenen. Claires Leben in der Stadt wurde zerstört durch den Meineid des Liebhabers und der falschen Zeugen. Es entsteht keineswegs der Eindruck, dass Gerechtigkeit zu fordern unpassend wäre. Und trotzdem weiß jeder, dass die alte Dame eigentlich Rache will.

Unter der Hand sind wir alle damit einverstanden, dass die üble Äußerung des Charakters, der Rache fordert, sich hinter dem moralischen Wert der Gerechtigkeit verstecken darf. Unser Einverständnis beruht auf natürlichen Wirkmechanismen der Moral. Diese kleiden automatisch die Forderung des mörderischen Affekts in eine Geste der Menschenfreundlichkeit. In der Wahrnehmung der Beteiligten handelt Claire nicht aus reinem Egoismus oder verletztem Narzissmus. Durch die Vokabel „Gerechtigkeit“ erhält ihre Forderung die höhere Würde der Moral. Der Gebrauch von Moralworten stellt unser Handeln immer unter den mutmaßlichen Anspruch der Pflicht. In unserer Wahrnehmung schulden wir plötzlich nicht mehr uns selbst die vergeltende Tat, sondern einer vermeintlich höheren moralischen Weltordnung, die ihren weltlichen Ausdruck in dem Begriff der *Gerechtigkeit* gefunden hat.

Der Doppelcharakter des moralischen Empfindens erlaubt uns die Präsentation eines falschen Gesichts nach außen. Wo eigentlich aufrichtig der Grund des Handelns aus Rache zugestanden werden müsste, kann ein Zauberwort die Angst vor der eigenen Rachsucht ins Unbewusste abdrängen und ein menschenfreundliches Gesicht wahren.

Ich vertrete die Auffassung, dass die durch Moralworte begünstigte Falschheit dem Charakter größeren Schaden zufügt als das Klima, in dem Menschen ermuntert werden, die wahren Motive ihres Handelns zu äußern. Denn um das menschenfreundliche Gesicht zu wahren, sagt Claire, sie wolle Gerechtigkeit, obwohl sie lügt. Wir protestieren als Leser nicht gegen ihre Forderungen, weil wir selbst dem Gedanken der offenen Rache nicht standhalten, sondern schauen genüsslich zu, wie Zug um Zug die Aussicht auf leicht zu gewinnendes Geld den Charakter der Menschen verdirbt.

Aber hier fallen wir als Zuschauer schon wieder der Eigendynamik des moralischen Wertens zum Opfer. Es kommt uns nur schwach zu Bewusstsein, dass das Geld den Charakter der Güllener gar nicht verdirbt. Es bringt nämlich nur ihren wahren Charakter zum Vorschein. Der Zuschauer hat Sympathien für die Milliardärin, weil er wie diese weiß, dass Menschen - in ein solches Szenarium gesetzt - kein anderer Charakter antrainiert zu werden braucht, sondern dass sie auf berechenbare Weise nach einem erkennbaren Mechanismus Denken, Reden und Handeln werden.

Nicht nur Claire verdeckt in ihrer Rede von der Gerechtigkeit, dass sie Rache will, auch die Bürger reagieren nach diesem Mechanismus. Nach außen zeigen sie sich zwar bestürzt über das unmoralische Angebot. Rufmord fordere sie, und dies sei unannehmbar, weil unmoralisch.

Natürlich wollen die Menschen sich selbst als humanitär erleben und vor allem nach außen humanitär darstellen. Aber Claires moralisierende Haltung ist ein reines Oberflächenphänomen. Sie ist der nach außen gerichtete menschenfreundliche Aspekt, hinter dem die dunkle Feindseligkeit zum Verschwinden gebracht werden soll. Zum Verschwinden muss sie gebracht werden, weil die Menschen den Blick in die wahren Triebkräfte ihres Handelns nicht aushalten würden. Sie haben nämlich Angst vor ihrer eigenen Lust, ihrem eigenen Egoismus und ihrer eigenen Bereitschaft, aus dem Leiden anderer einen Vorteil zu ziehen, oder deren Leiden in Kauf zu nehmen, wenn es ihnen selbst nützt. Denn die Bürger Güllens leben so, als hätten sie das Kopfgeld schon in der Tasche: Die Sparkasse gewährt wieder Kredite, und die Bürger leben wieder über ihre Verhältnisse. Schließlich werfen die Gemeindevertreter Ill vor, in unverantwortlicher Weise und im großen Stil seinerzeit Betrug betrieben zu haben. Sie legen ihm nahe, sich selbst umzubringen, um sein Verhalten wiedergutzumachen.

Nach kürzester Zeit herrscht in Güllen das Klima des Misstrauens, der Falschheit, der Intrigen und der Angst. Nicht nur Alfred Ill hat Angst, auch die Bürger Güllens. Doch während Alfred Ill mit Recht um sein Leben fürchtet - Claire bekommt nämlich am Ende, was sie will -, haben die Bürger eine andere Angst. Sie haben moralische Angst, und dies ist die Angst vor der eigenen Feindseligkeit. Diese Angst ist die Kraft der Missgunst und des Misstrauens, die wir im Bühnenstück erleben, aber sie ist auch die Kraft, die sich stets nach außen den Anschein der Menschenfreundlichkeit aufsetzt.

Keiner der Bürger gibt zu, dass er das Geld nehmen möchte. Nur an ihrer ungebremsten Genuss- und Konsumlust erkennen wir ihre eigentliche Gesinnung. Und diese verkleidet sich mit moralisierenden Vorwürfen gegenüber Ill. Solche sind nötig, denn nur so kann der Schein der Menschenfreundlichkeit ihrer Gesinnung gewahrt bleiben.

Kaum ein literarisches Werk der Neuzeit hat den Doppelcharakter des Moralischen so unverkennbar herausgestellt wie Dürrenmatts *Besuch der alten Dame*. Es offenbart eine wesentliche Aufgabe der Moral: die Abwehr der Erinnerung an egoistische Triebe durch Einhüllung ihrer Forderungen in menschenfreundliche Gesinnung. Moral erscheint hier als Wirkung einer Angst vor der Lust und dem Egoismus, als Angst vor der eigenen Feindseligkeit, die der Mensch nur aushalten kann, weil sie sich im Bewusstsein mit Begriffen der Gerechtigkeit bis zur Unkenntlichkeit maskiert haben.

Dürrenmatts Stück zeigt uns, wie die gleichzeitige Gegenwart von feindseligen und menschenfreundlichen Gefühlen in uns stets nach außen Menschenfreundlichkeit demonstriert, während die Feindseligkeit in der Verdrängung unsichtbar wird. Dies ist der Doppelcharakter der Moral, der sich an der Oberfläche des Bewusstseins nur von seiner einen Seite zu erkennen gibt: als entschiedene Menschenfreundlichkeit. Davon, dass hierdurch Moral die stärkeren Motive des Feindseligen im Dunkeln hält, spüren wir im bewussten Leben nichts. Es bedarf des Dichters, der uns Menschen in seinen Werken etwas mitteilt, was wir nicht sehen, wenn wir einfach nur in den Spiegel schauen.

Dürrenmatts Beispiel versinnbildlicht den Widerspruch zwischen moralisierender Vernunft und persönlichen, aber auch allgemeinen Interessen. Eigentlich haben wir Menschen das Bedürfnis nach Rache. Dieses Bedürfnis steht jedoch im Konflikt mit den moralischen Ansprüchen, dass andere Menschen - wie wir selbst - ein Recht auf Leben und Unversehrtheit haben sollen.

Erst auf der Rückseite des Spiegels erkennen wir, dass Moral kein Geschöpf des Guten ist, sondern ein Produkt der Angst. Wir finden in Dürrenmatts Drama die Anwendung der psychoanalytischen Formel: Wenn Lust verdrängt wird, dann wird sie zur Angst.

Unsere gegenwärtige Gesellschaft ist überernährt mit einer Ethik, die die Verdrängung der Lust als Volkssport anpreist. Dass wir damit den gefährlichen Sprengstoff herstellen, aus dem die Gewalt erwächst, ist uns selten bewusst. Grundlage der falschen Moral ist das unbefriedigte Geltungsbedürfnis. Es verbindet sich mit einem unausgesprochenen Machtinteresse. Ethiken und Moralen sind Machtinstrumente, die sich ebenso wie andere Machtinstrumente missbrauchen lassen. Sie sind Machtinstrumente in der Hand derjenigen, die über keine andere Macht verfügen. Eigentlich wollen Menschen großartig sein, aber in der Moral machen sie sich ganz klein. Wenn religiöse Systeme diesen Mechanismus verstärken, dann schlägt die Unterwürfigkeit unter die Macht des Gottes um in eine menschenvernichtende Kraft.

Psychologen, die sich eingehend mit dem Phänomen des Terrorismus befasst haben, sprechen in diesem Zusammenhang von einem „kannibalistischen Narzissmus“. Der kannibalische Narzissmus gilt als eines der düstersten Kapitel des menschlichen Zusammenlebens. „Er führt zu der rätselhaften Wut, die gerade das zerstören will, wonach sie sich sehnt.“ Sprichwörtlich hierfür ist die Geschichte vom Skorpion und der Kröte. Ein Skorpion lässt sich von einer Kröte vor dem Ertrinken retten, indem sie ihr auf den Rücken steigt und so bis zum nächsten Ufer zu gelangen könnte. Auf halbem Weg fragt der Skorpion, warum die Kröte das Risiko eingegangen sei, vom Skorpion gestochen zu werden. Die Kröte antwortet: „Ich dachte, du müsstest doch reichlich dumm sein, wenn du mich in den Rücken stichst; denn wenn ich sterbe, dann musst du auch ertrinken.“ In dem Moment sticht der Skorpion zu, nur um sich gegen die Krötenlogik zu behaupten, und beide gehen zugrunde. Leider ist die Entstehung dieses Charakters in vielerlei Hinsicht heute beson-

ders begünstigt. Er liegt fast allen Taten der Suizidattentäter zugrunde.<sup>1</sup>

### *Angst vor den Toten*

Unsere moralischen Wertungen stammen aus dem Unbewussten. Dort entsteht die Erwartung, ob uns eine bevorstehende Handlung Glück oder Frust bringen wird. Die Macht des Unbewussten wird auf breiter Front unterschätzt. Das Unbewusste muss jedoch als die tragende Basis aller unserer Erwartungen angesehen werden. Dagegen sind die bewussten Erlebnisse zumeist nicht mehr als Überbauphänomene. Die Funktion des Überbaus und dessen ideologischem Charakter können wir mit einem etwas in Kritik geschulten Erkenntnisapparat täglich beobachten. Eines der schönsten und harmlosesten Beispiele gab mir vor kurzem eine jünger Dame. Sie sprach mich nach einem Vortrag zur Präsentation meines Buches *Angst - Vom Nutzen eines gefürchteten Gefühls* an, um mir zu sagen, dass sie meine Ausführungen über die Angst vor den Toten besonders beeindruckt hatten. Sofort fügte sie hinzu, dass sie selbst keine Angst vor den Toten habe. Sie gehe sogar nachts allein auf Friedhöfe, ohne sich zu fürchten.

Einige Leser werden sofort erfasst haben, was hier nicht stimmt. Doch im Bewusstsein der Dame fand kein Erlebnis des Widerspruchs statt. Mit aller Unbefangenheit glaubte sie, dass ihre nächtlichen Ausflüge auf Friedhöfe die Abwesenheit von Angst vor den Toten beweisen müssten. Dass ihre Ausführungen aber das exakte Gegenteil verrieten, kam ihr nicht in den Sinn und war ihr auch nicht zu vermitteln. Sie betrachtete es offensichtlich - wie bei vielen Jugendlichen zu beobachten - als eine Art Mutprobe, sich nachts allein auf Friedhöfen aufzuhalten. Doch was für eine Art Mutprobe ist es, wenn dort bei den Toten nichts zu befürchten ist? Mutproben machen doch nur dann einen Sinn, wenn eine Handlung von seinem Akteur gegen eine gewisse Gefahr vorzunehmen ist. So stellte sich die Selbstwahrnehmung der jungen Dame, keine Angst vor den Toten zu haben, als klar zu erkennender Widerspruch zur Bedeutung ihrer Handlung dar. Denn eigentlich hatte sie schon Angst vor den Toten und bewies sich dadurch, diese überwinden zu können, wie mutig sie sei.

Wir können an diesem Beispiel erkennen, warum Ideologie zu Recht ein „falsches Bewusstsein“ genannt wird und trotzdem ein wahrer Ausdruck wirklicher Verhältnisse darstellt. Ideologien haben einen Doppelcharakter. Die bewusste Auskunft: „Ich habe keine Angst vor den Toten“, war falsch hinsichtlich ihres semantischen Wahrheitsgehaltes. Das falsche Bewusstsein der Dame drückte nicht aus, was der Fall ist. Aber es hatte seinen Wahrheitsgehalt in übertragener Bedeutung. Denn das Bewusstsein der Dame, keine Angst vor den Toten zu haben, war notwendig zur Verdrängung ihrer tatsächlichen Angst vor den Toten.

### *Verlorenes Geld?*

Im Unbewussten haben wir das elementare und wichtigste Wissen von der Welt gespeichert. Was wir hingegen als unser Wissen bewusst ausweisen, weicht oftmals sehr stark ab von dem was wir wirklich wissen. Hierzu ein nettes Beispiel:

Drei Damen haben im Restaurant eine Rechnung zu begleichen und überreichen dem Kellner 30 Euro. Der Wirt sagt dem Kellner aber, dass die Rechnung nur 25 Euro beträgt und gibt ihm 5 Euro für die Damen am Tisch zurück. Der Kellner bemerkt nun, dass er die 5 Euro nicht auf die drei Damen aufteilen kann und beschließt, 2 Euro in die eigene Tasche zu stecken. Danach gibt er jeder der Damen einen Euro zurück. Jede von ihnen hat dann statt der 10 nur noch 9 Euro gezahlt. Zusammen sind das 3 mal 9 Euro, also insgesamt also 27 Euro. 2 Euro hat sich der Kellner in die Tasche gesteckt, damit kommen wir auf 27 plus 2 Euro, also 29 Euro. Doch ursprünglich haben die drei Damen dem Kellner 30

---

<sup>1</sup> Wolfgang Schmidbauer, *Der Mensch als Bombe. Eine Psychologie des neuen Terrorismus*, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 2003, S. 65 ff.

Euro überreicht. Wo ist der verlorene Euro geblieben?

Offensichtlich beinhaltet unsere Rechnung einen Fehler. Aber wo sollen wir ihn suchen? Dies ist die übliche Haltung, nachdem wir dieses Rätsel vernommen haben. Uns ist klar, dass die Rechnung einen Fehler enthält, aber unser Bewusstsein kennt den Fehler nicht. Wir verneinen das Resultat mit größter Selbstverständlichkeit, ohne ein Bewusstsein vom Fehler zu besitzen. Denn nur selten haben Menschen einen exakten Begriff von der hier vorgestellten falschen Anwendung einer elementaren Rechenregel. Wo liegt der Rechenfehler? Während kaum einer die Frage richtig beantworten kann, haben wir alle den sicheren Begriff davon, dass das Ergebnis falsch sein muss.

Daher stellt sich eine weitere Frage ein, eine wichtigere: Warum suchen wir überhaupt nach dem Fehler, und warum geben wir uns nicht damit zufrieden, dass es für diesen Prozess normal sei, wenn am Ende ein Euro fehlt? Wie kommen wir auf den Gedanken, dass etwas nicht stimmt?

Diese Frage führt uns weg von der eigentlichen Rechenoperation. Sie leitet uns auf eine elementare Voraussetzung des Erkennens und Wertens. Dieses Vorurteil bildet unser Grundwissen von der Welt. Welches Wissen wenden wir jetzt an, wenn wir uns von dem Gefühl leiten lassen, dass ein Rechenergebnis falsch sein muss, wir aber den Fehler nicht kennen? Schließlich könnte ja auch das Gefühl falsch und die Rechnung richtig sein. Es ist das Wissen, ob etwas in den Erwartungshorizont passt oder nicht. Der Erwartungshorizont erzeugt das Gefühl für richtig oder falsch. Er motiviert uns, den widerspruchsfreien Einklang zwischen Erwartung und der Regel, die wir ihr unterstellen, zu erzeugen. Eine Rechenoperation schließt sich erst an, nachdem wir das sichere Gefühl haben, dass etwas nicht stimmt mit der Rechnung. Wem die Rechnung keine Kopfzerbrechen bereitet, der sucht auch nicht nach einem Fehler. Wir setzen uns daher von Anfang an in eine negative Haltung zu diesem bestimmten Ergebnis. Wir spüren einen Widerstand, es hinzunehmen. So etwas können wir auch „ein Vorurteil“ nennen.

Wäre der Widerstand nicht da, könnten Sie schnell reich werden mit dem Prozess, in dem Ihnen Menschen 30 Euro aushändigen und ohne Gegenleistung zufrieden sind, wenn Sie ihnen nach einer einfachen algebraischen Umformulierung nur noch 29 Euro zurück geben. Doch dies wird nicht gelingen, weil alle rationalen Menschen eines genau wissen: das Ergebnis kann nicht stimmen.

Es ist also möglich zu wissen, dass wir einen Fehler gemacht haben, ohne zu bemerken, dass wir diesen Fehler gemacht haben. Offenbar sind in unserem Gehirn zwei verschiedene Zuständigkeitsbereiche aktiv, die das Ergebnis unabhängig voneinander bewerten. Diese unabhängige Bewertung treffen wir in vielen Bereichen an.

In seiner Schrift *Über Gewissheit* stellt sich Ludwig Wittgenstein der folgenden Beobachtung: Wer sagt, „er wisse, dass die Erde schon lange vor ihm existiert habe“, spricht aus, was alle anderen nachempfinden können. Wir verstehen ihn dadurch sehr gut. Würde er sagen, er wisse nicht genau, dass die Erde schon lange vor ihm existiert habe, wäre diese Aussage befremdlich für uns.<sup>2</sup>

Nicht weniger als im ersten Rätsel begegnen wir hier dem intelligenten Nichtwissen. Eigentlich können wir im strengen Sinn nicht wissen, dass die Erde schon lange vor uns existiert hat. Alle gegenteiligen Bekundungen könnten auch ein Riesenbetrug sein. Doch hal-

---

<sup>2</sup> Ludwig Wittgenstein, *Über Gewissheit*, in: Werkausgabe Band 8, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1984, S. 136.

ten wir dies nicht für sehr wahrscheinlich. Daher setzt sich ein intuitives Wissen durch, das aus der von allen anderen Individuen geteilten Auffassung besteht, dass es doch wohl so sein möge. Wir erachten es als einen Fehler, wenn jemand sagen würde, er wisse nicht genau, dass die Erde schon lange vor ihm existiert habe.

Auch dem folgenden Witz liegt dieser Fehler zugrunde: „Im naturgeschichtlichen Museum fragt ein Besucher den Aufseher: Wie alt ist dieser Dinosaurier? Siebzig Millionen und siebenunddreißig Jahre, ist die Antwort. Als der Besucher sich über die Genauigkeit der Datierung wundert, erklärt der Aufseher: Ich arbeite hier seit 37 Jahren, und als ich anfang, hat man mir gesagt, dass er 70 Millionen Jahre alt ist.“

Während wir nach dem ersten Rechenbeispiel verblüfft waren, lachen wir über das zweite Beispiel. Wieder liegt ein Fehler vor. Präzise können auch ihn die wenigsten Menschen benennen; aber eine Ahnung davon, was falsch ist, haben die meisten. Wir lachen über den Anschein der Genauigkeit, mit der der Aufseher antwortet. Denn in unserer Gewohnheit, Quantitäten mit Zahlen zu benennen, beschreiben die Größenordnungen „Tausend“ und „Millionen“ nur einen Näherungswert, da wir Menschen keine unmittelbare Auffassung von der genauen Größe solcher Mengen haben. Wir sitzen in einem Fußballstadion und können abschätzen, ob 50.000 Fans oder 1.000 die Fähnchen schwingen. Aber wir können ohne weitere Hilfsmittel nicht erkennen, ob es sich um 19.999 oder 20.001 Fans handelt. Dagegen sehen wir mit einem Blick, ob uns zwei oder drei Menschen entgegen kommen. Die falsche Anwendung einer Regel, einer Faustregel, führt im naturkundlichen Museum zu dem Gefühl, dass etwas falsch ist. Von diesem Gefühl lassen wir uns leiten, bei der Entscheidung, dass wir uns überhaupt nach einem Fehler suchen müssen.

Dass sich solche Faustregeln bilden, hat seine Ursache in der Biologie des menschlichen Gehirns, das große Mengen zwar abschätzen, nicht aber genau beziffern kann. Es wäre unklug, die Gewohnheit des Abschätzens in der Logik der Sprache aufspüren zu wollen oder sie als ein gesellschaftliches Faktum in den Zuständigkeitsbereich der Soziologie zu verdrängen. Vielmehr ist die Methode unseres groben Abschätzens als eine Erscheinungsweise der Funktionen unseres Gehirns zu verstehen. Aus der gewohnten Erfahrung bildet unser Gehirn Regeln, die es auf andere Erfahrungen anwendet, um sich schneller zu orientieren. Bei der Anwendung von Regeln macht es jedoch oftmals Fehler.

Im ersten Beispiel war es die falsche Anwendung einer Rechenregel auf eine Textaufgabe. Den meisten Menschen sind Textaufgaben schon in der Schule ein Gräuel gewesen. Sie haben es nie richtig gelernt, wie eine grammatikalische Struktur in die richtige mathematische Syntax zu übersetzen ist. Deshalb lassen sie sich verwirren von dem sprachlichen Ausdruck, in dem die 2 Euro in der Tasche des Kellners zu den 27 Euro addiert werden, die die Damen schon entrichtet hatten. Dabei hätten aus Sicht der korrekten Anwendung der Rechenregeln die zwei Euro von den 27 abgezogen werden müssen, wie dies auch mit den 3 Euro geschehen ist, die der Kellner den Damen zurückgegeben hatte, damit die 27 übrig blieben. Werden nämlich auch die 2 abgezogen, kommt man auf den Betrag, den die Damen tatsächlich gezahlt hatten.

Die unbewusst angewandte Faustregel, die zur Wahrnehmung führte, dass etwas mit der Rechnung nicht stimmen kann, lautet: Eine Menge kann nicht kleiner als eine ihrer Teilmengen sein. Wir haben diese Faustregel aus dem praktischen Umgang mit Dingen in der Welt erworben. In unserem Gerechtigkeitsempfinden kommt sie ebenfalls zur Geltung, wenn wir erkennen, dass wir ein Gastgeschenk zur Einladung zum Dinner mitzubringen haben oder beim Wechseln von Geld nicht mehr zurück behalten dürfen als wir zuvor hatten. Manche Menschen betrachten sogar ihr eigenes Leben als ein Geschenk, für das sie

sich einem größeren Ganzen gegenüber als schuldig empfinden. Sich als eine kleine, private Menge zu erleben, die sich stets der Gesamtmenge gegenüber unterzuordnen habe, ist schließlich der Gedanke der Erbschuld. Die Teilmenge darf sich nicht verselbstständigen, darf sich nicht größer werten als das Ganze, lautet die Regel. Sie bildet das elementarste Werturteil, das auch dem Kausalgesetz zugrunde liegt, nach dem wir niemals eine Wirkung erleben können, die größer ist als ihre Ursache.

### *Die Macht der Ohnmacht*

Die Macht der Moral besteht in der Aufwertung der Bedürfnislosigkeit. Dass wir die folgende Geschichte heiter finden, hängt damit zusammen, dass unser Unbewusstes die Kraft der Bedürfnislosigkeit sofort erkennt. Aber dabei darf die Vorstellung, dass wir mit der demonstrierten Bedürfnislosigkeit Macht über die Mächtigsten ausüben wollen, nicht ins Bewusstsein gelangen.

Um das Jahr 330 vor unserer Zeitrechnung hauste der berühmte griechische Philosoph Diogenes in der Nähe von Athen. Er stammte aus Sinope, das heute zur Türkei gehört, und gilt als der Begründer der Philosophie der Zyniker. Das Wort ist von dem griechischen Wort für „Hund“ (kynos) abgeleitet. Der Mann trug ungepflegte Kleidung, aß rohes Fleisch und schlief auf dem harten Erdboden. Die Athener verehrten ihn wegen dieser radikalen Verachtung jeglichen Komforts und Luxus'. Philosophie hatte für ihn nur Sinn, wenn sie praktisch verwertbar war; Literatur und die schönen Künste missachtete er ausdrücklich. Auf einer Reise nach Kreta wurde er einmal gekidnappt und als Sklave verkauft. Sein Glück war es, dass ihn ein reicher Bürger freigekauft, weil er ihn als Lehrer für seiner Kinder gebrauchen konnte. Der Legende zufolge ist er im Jahre 323 am gleichen Tag gestorben wie Alexander der Große.

Es wird auch erzählt, dass Diogenes in seinen besten Jahren ein leeres Fass als seine bescheidene Behausung gewählt hatte. Dort bekam er eines Tages Besuch von Alexander dem Großen. Dieser soll ihn gefragt haben, wo er denn wohne. Diogenes' Antwort lautete: „Kosmopolites“, was so viel bedeutet wie: „Ich bin Bürger dieser Welt“. Wie klein musste sich Alexander der Große vorgekommen sein, der mächtigste Mann der damaligen Welt, der Makedonier, der sich nicht nur Griechenland unterworfen hatte, sondern das gesamte persische Reich einschließlich der Türkei, als er diesen Satz vernommen hatte? Denn er konnte von sich doch nur behaupten, dass er Grieche sei. Diogenes aber, der nichts hatte, nichts konnte, nirgendwo hingehörte und über keinerlei Macht verfügte, war jedoch Bürger der ganzen Welt. Wie groß musste sich Diogenes gefühlt haben, als er den Neid des Herrschers fühlen konnte?

Jedenfalls schließt sich eine weitere Anekdote an diese Geschichte an. Alexander nämlich, der groß aufgebaut vor dem auf dem Boden liegenden Zyniker stand, gab Diogenes einen Wunsch frei. Er würde ihm jeden erdenklichen Wunsch erfüllen. Diogenes antwortete mit der sprichwörtlich gewordene Bitte: „Geh mir aus der Sonne!“ Selbstverständlich wird sich Alexander gekränkt gefühlt haben, weil der Philosoph sich etwas von ihm wünschte, was ihm jeder andere auch hätte geben können, ja, was am besten dann erfüllt wäre, wenn der große Mann gar nicht da gewesen wäre. Schmerzlicher kann Verachtung kaum ausfallen.

Uns Menschen gefallen diese Geschichten. Sie haben sich deswegen so gut überliefert, weil sie unser aller Bedürfnis befriedigen, den Mächtigen manchmal zeigen zu können, dass uns ihre Macht nicht berührt. Wir fühlen uns unsererseits mächtig, wenn wir ihnen deutlich zu verstehen geben können, dass ihre Zeichen der Macht an unserer Bedürfnis-

losigkeit abprallen.

Solche Geschichten haben Diogenes berühmt gemacht. Sie zeigen uns, dass der Mechanismus der Umwandlung von Ohnmacht in Stärke schon früh bekannt war.

Dass die Macht der Bedürfnislosigkeit in heiteren Anekdoten und in geistreicher Schlagfertigkeit mit dem Verfallsprozess der griechisch-antiken Hochkultur verstärkt ins Bewusstsein tritt, hat mit einem damals in besonderer Weise verstärkten sozialen Erlebnis zu tun: Nur wer zur herrschenden Klasse gehörte, konnte sich alle Annehmlichkeiten des Lebens leisten. Die meisten Menschen aber hatten keinen Zugriff auf den Luxus und die angenehmen Seiten des Lebens, deren Substanz sie mit ihrer Arbeit jedoch erschufen. In der antiken Kultur treten die Produzenten und die Produkte ihrer Arbeit nahezu vollständig auseinander. Sklaven produzierten zwar den Luxus für die Wenigen, aber sie hatten keine Hoffnung, die Produkte ihrer Arbeit einmal selbst genießen zu können. Nur wer zur Klasse der „Schönen und Guten“ gehörte, konnte über die Arbeitskraft der Sklaven verfügen.

Wie groß das Erlebnis der Machtlosigkeit gewesen sein musste, erkennen wir an den kompensierenden Reden, in denen sich Armut, Ohnmacht und Bedürftigkeit als das eigentlich Wertvolle ausweisen und die Reichen und Schönen verballhornen. „Kaloikakatoï“ machte der Volksmund aus den „kaloi kai agatoi“, den „Schönen und Guten“.

Das Bewusstsein der Unterdrücktheit erzeugt automatisch den Wunsch nach unbegrenzter Macht und dem Auserwähltsein. Es bedurfte keiner Wunder, um diejenigen Kräfte zu begünstigen, in denen die Armen, Kranken und ungebildeten Menschen sich als die begnadete Klasse der Gesellschaft erlebten, zur mächtigsten Klasse aufstieg. Armut und Krankheit wurde zur Auszeichnung. Denn alle Gebrechen gehören geheilt, nicht nur die körperlichen. Ein Heer von Heilern und Ärzten richtete seine ganze Kraft auf die Gezeichneten. Bald ist nicht mehr von den Reichen, Schönen und Guten die Rede, sondern von den Armen und Kranken, die das auserwählte Objekt der Heiler werden. Jesu Seligpreisung der Armen gehört zum Höhepunkt dieses Prozesses. Armut galt ihm offensichtlich als das soziale Gebrechen schlechthin.<sup>3</sup>

Im Christentum erreicht die Macht der Bedürfnislosigkeit ihren vorläufigen Höhepunkt. In den Religionen finden wir leider die meisten Beispiele für den Doppelcharakter des Moralischen. Es ist geeignet, nach außen mit Menschenfreundlichkeit den inneren Kern einer Feindseligkeit zu verschleiern. Dadurch erwecken wir jedoch nur den Anschein des Guten, während wir unter der Haut unredliche Gesinnungen befördern. Ein aktuelles Beispiel hat jüngst unser Papst vorgelegt. In einer kunstvollen Verschleierung eigener Feindseligkeiten, verstärkte Papst Benedikt XVI. zu Ostern 2009 die lateinische Karfreitagsfürbitte, worin es heißt: „Lasst uns beten für die Juden. Dass unser Gott und Herr ihre Herzen erleuchte, damit sie Jesus Christus erkennen, den Heiland aller Menschen.“ Seine Formulierung belegt die Doppelmoral des Bescheidenen. Auf der einen Seite schließt er in einer Geste altruistischer Menschenfreundlichkeit auch Juden in das bittende Gebet ein, auf der anderen Seite spricht gerade diese Geste die trennende Feindseligkeit gegenüber dem anderen Glauben aus. Denn der Papst glaubt nicht daran, dass Juden auch dann ihr Lebensglück finden können, wenn sie sich nicht zum Christentum bekehren lassen. Juden, die Juden bleiben wollen, interessieren ihn nicht. Aber er sagt nicht, dass er Juden für unglücklich hält. Das würde er sich nicht erlauben. Er sagt bloß, lasst uns für sie beten. Darin ist die Feindseligkeit wie durch einen magischen Akt unsichtbar geworden und eine Geste der Liebe verleiht der gesamten Kirche ein gutes Gefühl. Befriedigt kann so jeder Fromme nach der Ostermesse mit dem Bewusstsein nach Hause gehen, eine gute Tat verrichtet zu haben. Aber die alte Feindseligkeit, treibt subkutan neue Blüten.

---

<sup>3</sup> Vgl. hierzu Christoph Türcke, *Jesu Traum. Psychoanalyse des Neuen Testaments*, Springe 2009, S. 113.



Die Geste der Menschenfreundlichkeit ist die scheinheilige Maske, die üble Feindseligkeit zu verdrängen imstande ist. Aus diesem Grund ist Religion wichtig für das moralische Gefühl des Menschen. Während ein Mensch eigene Laster auslebt, die er sich selbst mit Bewusstsein gar nicht erlauben würde, fühlt er sich in der Religion als Vollstrecker einer höheren Pflicht.

Wer dem Papst in kritischen Kommentaren zu seiner konservativen Neuauflage der Karfreitagsfürbitte Antisemitismus vorwarf, erhielt die Antwort des Unverständnisses. Wo sei da Antisemitismus? Die Liturgie folge nur ihre Pflicht, alle Menschen in ihr Gebet aufzunehmen. Ein Mensch, der Gott bittet, dass er Juden zum christlichen Glauben finden lassen möge, erlebt das Gefühl ungeheurer Großzügigkeit bei sich selbst. Er hat sich eingesetzt für andere, ja sogar für die Feinde des Urchristentums. Er hat sich verwendet für andere, und das nicht bei irgend jemand, sondern bei Gott höchstpersönlich, mit dem er „per Du“ ist. So lässt sich die eigene Feindseligkeit viel besser ertragen als in der Wahrnehmung, von anderen etwas Böses zu denken. Doch er denkt Böses von den Juden, insofern er es für nötig empfindet, dass ihnen Gnade widerfahren soll. Er denkt zumindest, dass sie sich schuldig gemacht haben. Anderenfalls wäre es ja überflüssig, für ihn zu beten. Gleiches gilt für einen Menschen, der zu einem anderen sagt: „Du tust mir leid.“ Er hat damit zum Ausdruck gebracht, dass der andere kein Recht haben könne, glücklich zu sein.

Damit haben wir die für moralisierendes Empfinden wesentliche Dialektik zwischen Feindseligkeit und menschenfreundlicher Liebe dargelegt. Sie ist ursprünglich die hohe Kunst im religiösen Denken und Sprechen. Von da aus ist sie in die Systeme der Ethik und Moral eingeflossen. Sie wird bis heute verteidigt, indem von der einen Seite behauptet wird, dass keine Ethik ohne Religion möglich sei, und von der anderen Seite dadurch, dass der Mechanismus der Verdrängung eigener Feindseligkeit durch moralisierende Worte und Gesten gegen seine Entlarvung in Schutz genommen wird.

Die Geistesgeschichte der Ethik und Moral offenbart an vielen Stellen die beiden widerstreitenden Kräfte: Auf der einen Seite arbeiten Ideologen an der Festigkeit des Zusammenhalts zwischen den Werten der Ethik und den Werten der Kirche oder Religion. Auf der anderen Seite betrachten Aufklärer es als ihre Aufgabe, diese Ideologie als ein falsches Wissen zu entlarven.

### *Was zu bedenken ist, um Ethik zu einem wirksamen Prinzip zu gestalten?*

Die Begriffe der Ethik müssen vor dem Hintergrund des gelungenen Lebens definiert werden, nicht vor dem Hintergrund einer sich selbst begründenden und betrügenden Vernunft. Wir Menschen handeln, weil uns die Handlung oder ihr Resultat ein Glück versprechen. Wenn ich verschiedene Optionen vor mir sehe, treffe ich eine Entscheidung aufgrund der Abwägung von Glückserwartungen oder von Erwartungen des Lustgewinns oder der Unlustvermeidung. Nur aufgrund einer funktionierenden Abwägung von Erfolgserwartung und Misserfolgsvermeidung, bin ich in der Lage, aus Fehlern zu lernen und mein Leben zu einem Prozess des Gelingens zu gestalten. Ich bediene in meiner Ausbildung zur Tüchtigkeit den Aktivitätsmodus meiner biologischen Natur, insbesondere derjenigen meines Gehirns.

Die Planung einer geglückten Handlung und die Vorbereitung einer guten Entscheidung lässt sich anhand eines einfachen und alltäglichen Vorgangs beschreiben: Ich sitze im ICE von Leipzig nach Hause. Weil ich in einer Gemeinde 20 km östlich von Frankfurt lebe, muss ich in Fulda oder Frankfurt umsteigen. Es gibt drei nahe liegende Optionen für das Umsteigen. Umsteigen in Fulda bedeutet entweder eine lange Wartezeit auf den nächsten

ICE oder die langwierige Fahrt in einem Nahverkehrszug nach Hanau, der an jeder Station zur Mittagszeit störende Passagierwechsel begünstigt, oftmals mit lauten, pendelnden Schülern. Meinem Ruhedürfnis und meiner Lust, etwas im Zug zu arbeiten, ist diese Erwartung so abträglich, dass ich diese Option sofort verwerfe.

Der ICE, in dem ich noch sitze, hält an zwei Frankfurter Bahnhöfen, aber nicht am Hauptbahnhof, von wo aus ich die meisten Optionen hätte, schnell - vielleicht sogar ohne sonderliches Lärmen von Schülern - nach Hanau zu gelangen. Jetzt stelle ich mir also vor, wie es wäre, wenn ich am ersten Halt in Frankfurt eine S-Bahn nach Hanau nähme, die zwar unbequem und am langsamsten fährt, aber mich nicht langsamer als die letzte Option meiner Heimat näher bringen würde. Dies wäge ich ab mit der dritten Möglichkeit.

Die dritte und letzte Option wäre das Umsteigen am Frankfurter Flughafen, wo ich in einen ICE nach Hanau steigen könnte, allerdings mit der Gefahr, dass ich ihn verpasse. Mein Abwägen geschieht so, dass ich mir vorstelle, welche Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten die eine oder die andere Option bedeutete. Aufgrund des befürchteten Verdrusses, verbunden mit dem Verpassen des Anschlusszuges treffe ich dann die Entscheidung, auf die S-Bahn umzusteigen.

Dieses Abwägen nach Erwartungen des Glücks und Vermeiden von Unglück lässt sich auch auf das Gebiet der Ethik übertragen. Eine solche Ethik, die sich dem selben Prinzip wie die ökonomische Entscheidung unterwirft, bezeichnen wir als "utilitaristisch". Utilitarismus ist das Prinzip der Nützlichkeit. Gegner des Utilitarismus in der Ethik tragen vor, dass in der ethischen Entscheidung ein von den Erwägungen der Nützlichkeit sowie des Glücks und der Lust oder Unlust vollständig verschiedenes Motiv wirksam sei. Sie nennen es Vernunft, Pflicht oder echte Anteilnahme am Guten, dessen Existenz sie voraussetzen. Solche Ethiker nennen wir Vernunftethiker, Pflichtethiker oder Deontologen (von griechisch "deon", "es ist geboten", "es ist Pflicht"). In ihrem Denken ist der aus dem religiösen Bewusstsein stammende Glaube wirksam, es gebe ein "höheres", geistiges Prinzip, dessen Einwirkung auf die materielle Körperwelt nicht nur möglich, sondern absolut wünschenswert ist. Vorstellungen, in denen die Annahme dieses "höheren" Prinzips nicht erkennbar ist oder explizit verleugnet wird, wehrt dieses Denken ab. Diese Position der Vernunft ist charakteristisch für die Philosophie des Idealismus in allen ihren Schattierungen.

Dagegen steht die Annahme, dass auch die ethisch-moralische Handlung von den selben Kräften, Motiven und Prinzipien determiniert wird, wie die anderen nützlichen Handlungen. Eine solche Denkweise nennen wir materialistisch. Diesen Namen hat sie aber nicht, weil sie eine bestimmte Vorstellung einer physikalischen Materie zum alleinigen Prinzip erklärte, sondern weil sie annimmt, es gäbe nur einen einzigen Stoff der Welt, in dem zunächst die aus Ethik und Moral gebildeten Begriffe von gut und böse oder höher und niedriger keine sinnvolle Bedeutung haben. Materialismus ist nicht die Denkweise, dass alles Materie sei, sondern die Denkhaltung, dass alles aus dem selben Stoff gebildet sei. Ob man diesen Stoff Materie, Kraft oder Leben nenne oder noch anders, ist dabei unwichtig.

Die materialistische Erklärung des Zustandekommens der Ethik und Moral geht davon aus, dass auch diese Kategorien im Dienst eines zu gelingenden Lebenserfolges stehen. Die Erwartung des Erfolgs wird dabei mit den selben biologischen Organen erfasst, wie die Erwartung eines Nutzens im ökonomischen Sinn. Allerdings sind die Vorstellungen und Handlungen, die das Glücksgefühl hervorbringen, im Wesentlichen ausgelöst durch die Beteiligung anderer Individuen (Menschen, Tiere, seltener auch Pflanzen) an den Resultaten meiner Entscheidungen.

Meine Entscheidung für das Umsteigen am S-Bahnhof hatte zunächst keine ethisch-moralische Komponente. Sie kommt in dem Moment hinzu, wenn ich mir vorstelle, dass ich meiner Frau versprochen hatte, so früh wie möglich zu kommen. Also wird die Erwartung des Glücks oder vermiedenen Unglücks auch beeinflusst von der Vorstellung, dass sie traurig sein könnten, wenn ich den Anschlusszug am Flughafen würde verpasst haben.

Mit Ethik und Moral hat nämlich auch die Frage zu tun, wie stark ich mich für andere Menschen interessiere, wie gut ich ihnen zuhören kann und ihre Interessen zuweilen auch zu meinen eigenen mache. In jeder ethischen Entscheidung mache ich mehr oder weniger die Empfindungen anderer Menschen zu meinen eigenen.

Es ist in dieser materialistisch-utilitaristischen Denkweise eine grauenvolle Vorstellung, dass Menschen gegen die Erwartung und das Erlebnis, Glück zu empfinden, anderen Menschen zuhören, deren Interessen berücksichtigen und vieles mehr. Ja es erscheint mir der Inbegriff des Unmenschlichen zu sein, wenn Menschen den Dienst am anderen leisten, obwohl jede Form von Lust, Freude und Glück dabei fehlen, sondern dieser Dienst aus reinem Zwang oder reiner Pflichterfüllung und Aufopferung geschehen soll.

Vielmehr halte ich es für eine sinnvolle und wünschenswerte Verwirklichung der Idee des Humanismus, wenn wir bei der Anteilnahme am Schicksal, den Interessen, den Wünschen anderer Menschen selbst Freude haben. Sobald wir aber Freude dabei haben, ist unser Belohnungssystem in den Basalganglien aktiv, wie bei jeder anderen Form von Glückserlebnissen und Erlebnissen der Freude. Ja es ist überhaupt nicht möglich, Glückserlebnisse zu fühlen, ohne dass das Belohnungssystem aktiv ist. Diese Aktivierung des Gefühls des Glücks des Menschen beim Verrichten ethisch-moralischer Handlungen, insbesondere beim Altruismus, stammt aus dem Narzissmus. Narzissmus bedeutet hierbei, dass wir uns selbst gefallen in der Verrichtung solcher Taten, bei denen die Wünsche, Interessen, Bedürfnisse und Erwartungen anderer Individuen in den Vordergrund rücken, und wir nichts anderes selbst zurück bekommen von diesen Menschen, als das glückliche Erlebnis unsere Taten verrichtet zu haben.

Während die Annahme, es gäbe auch ethische Handlungen, die nicht von den beschriebenen materialistischen Voraussetzungen erfasst würden, allein auf den Wunsch gestützt bleiben, dass es sie geben möge, ist die von uns hier vorgestellte Erklärung des Zustandekommens ethischer Entscheidungen auf der Grundlage des Lustprinzips mit Beobachtungen am menschlichen Gehirn vereinbar.

Bevor wir uns weiterhin mit unwirklichen Systemen der Ethik und Moral beschäftigen, sollten wir uns intensiv mit der Bildung und Wirkung ethisch-moralischer Gesinnung befassen. Wir würden dabei erkennen, dass Ethik und Moral nur vor dem Hintergrund des gelungenen Lebens, in das wir andere und künftige Lebewesen einbeziehen, Sinn macht. Der wichtigste Grundsatz der Ethik, der aus der beschriebenen materialistischen Denkweise gewonnen werden kann und weder religiöse noch spekulative Voraussetzungen benötigt lautet: Verhalte dich stets so, dass du das Leiden in der Welt nicht auf unnötige Weise vermehrst, sondern eher verminderst.